

François Höpflinger

Die Insel der Schafe

Fabeln und Märchen unserer Nachfahren

Fanas 2196

Inhaltsverzeichnis

A) Fabeln

Die Insel der Schafe
Der Hund des Bauern Fritz
Pinguinade
Kurzfabeln

B) Alice (frei nach Lewis Carroll)

Alice im Schweizerland
Alice auf der Friedensinsel

C) Märchen unserer Nachfahren

Prozessakte 'Hans im Glück'
Der Zauberspiegel
Die drei Söhne
Die Erfindung
Der Händler Saladin
Bruder Martin
Der Bilderkasten
Die Schachmaschine
Der einsame Metallvogel
Der Müller und der schwarze Fremd
Der furchtlose Junge

A) Fabeln

Die Insel der Schafe

Während eines Sturmes wurden einige Wölfe auf die Insel der Schafe angeschwemmt. Neugierig versammelten sich alle Schafe, um die Fremden zu bestaunen. Da erhob der älteste Wolf seine Stimme:

"Liebes Volk der Schafe, Euch droht eine grosse Gefahr. Eure friedliche Insel und Eure lieblichen Kinder sind von einem schrecklichen Feind bedroht."

Unruhiges Blöken setzte ein. "Habt keine Angst. Uns Wölfen war kein Opfer zu gross und kein Sturm zu heftig, um Euch vor diesem heimtückischen Feind zu warnen. Noch befindet er sich weit von eurer Insel, aber zu jeder Stunde, tags oder nachts, kann er unvermittelt erscheinen, Euch zu überfallen und zu vernichten."

Panik wollte ausbrechen. "Zwar seid Ihr Schafe schwach und wehrlos, doch wir Wölfe besitzen scharfe Zähne und harte Krallen. Wir werden Euch helfen. Wölfe, seid Ihr bereit, Euer Leben für den Schutz unserer geliebten Schafe einzusetzen?" fragte der alte Wolf.

"Ja", hallte es gefrässig zurück. "Hoch leben die Wölfe, unsere Schützer und Retter", schrie das grösste Schaf. "Hoch leben die Wölfe", blökten alle anderen Schafe.

So übernahmen die Wölfe die Verteidigung der Insel. Die fettesten Lämmer wurden ihnen geschlachtet, damit die Wölfe stark blieben. Die Wolfskinder wurden von den Schafsmüttern gesäugt und gehegt, damit sie zu grossen Wölfen heranwachsen, und auf den blühenden Wiesen demonstrierten die Wölfe zur Freude der Schafe ihre Kraft.

Nach einem Jahr wurde den Wölfen zu Ehren ein grosses Volksfest gefeiert. Zur Krönung des Tages sprach das Oberschaf:

"Verehrte Wölfe, Euch allein haben wir es zu verdanken, dass unsere Insel immerwährenden Frieden kennt. Eure Stärke beschützt uns, und bester Beweis Eurer Stärke ist, dass unser Feind es nie gewagt hat, sich auch nur blicken zu lassen." "Hoch leben die Wölfe", schrien die restlichen Schafe.

"Seid Ihr bereit, weiterhin unsere Insel zu beschützen?" fragte das Oberschaf.

"Ja", bellten die vollgefressenen Wölfe. "Unseren Schafen zuliebe sind wir zu allen Opfern bereit, allzeit wehrbereit." Zum Abschluss des Festes wurde das Oberschaf auf die Schlachtbank geführt.

Der Hund des Bauern Fritz

Im Tal lebte der Bauer Fritz, zusammen mit einer grossen Schar von Hühnern, die fleissig nitratreiche Eier legten. Hie und da wurde ein Huhn gekocht.

Der Bauer Fritz besass einen Hund mit scharf gespitzten Zähnen, um die Hühner vor dem roten Fuchs zu bewachen. So stand der Hund Tag und Nacht auf der Lauer. Er wartete auf den roten Fuchs.

Der Hund war streng dressiert, und sein Schwanz und seine Ohren waren kurz gestutzt. Dafür erhielt er die fettesten Knochen.

So stand der Hund Wache und lauerte, jahrelang vergeblich.

Von Zeit zu Zeit kläfften die Nachbarshunde, und die Kunde lief von Hof zu Hof:

"Irgendwer habe irgendwann und irgendwo den roten Fuchs gesehen, zwar nur schemenhaft, aber es sei sicher er gewesen, der ein Huhn totgebissen."

Diese Botschaft brachte dem Hund des Bauern Fritz neuen Mut, und er wachte weiter, jahrelang vergeblich.

Sein Schwanz wurde grau und sein Gebiss stumpf. Auch die Knochen des Bauern Fritz wurden immer dünner.

Da, eines Tags, kurz vor Morgenrauen, biss der Hund zwei Hühner tot und bellte in einem fort:

"Es sei der rote Fuchs gewesen, das Ungeheuer, ehrlich und wahrhaftig. Es sei ein wahres Glück, dass er, der Hund, herbeigeeilt sei, gerade zur rechten Zeit. Wie viele Hühner hätte der rote Fuchs sonst noch totgebissen?"

Danach erhielt der Hund wieder fette Knochen und ein neues Gebiss.

Pinguinade

In der Antarktis bekam ein dicker Pinguin es satt, auf dem kalten Eis herumzuwatscheln, tagelang Eier auszubrüten und für Südpolforscher zu possieren. Er beschloss, den unbekanntem Norden zu bereisen. Er kaufte sich einen Sack geräucherter Makrelen, und als sich die Pinguinkolonie für einen Dokumentarfilm schwarze Fräcke anzog, schlich er sich heimlich davon.

Er entführte einen Wal und zwang ihn nach Norden, immer gerade aus der Sonne nach. Als die Sonne senkrecht stand, rebellierte der Wal, und der Pinguin stieg an Land.

Kaum gelandet, wurde er wegen illegalem Grenzübertritt verhaftet und in die Wüste verbannt. Dort rutschte der Pinguin gelangweilt die Sanddünen hinunter. Hungrig geworden tauchte er nach Fischen, erfolglos.

Ein Kamel sprang herbei: "Junger Mann, Erdölbohrungen ohne Konzessionen sind verboten!"

Erschrocken griff der Pinguin nach einer geräucherten Makrele. "Halt, in dieser Wüste gilt ein allgemeines Rauchverbot. Auch kostet eine Fata Morgana für Touristen zwanzig Makrelen. Danke, Ihre Quittung bitte!"

Der Pinguin wollte wissen, wo es etwas zu essen gebe. "Gewöhnlich in den Oasen", antwortete das Kamel. "Aber dies gilt nur während der Hauptsaison. Ich kann Dich aber zu gastfreundlichen Beduinen führen."

"Auf zu den Beguinen" freute sich der Pinguin. Er setzte sich auf das Kamel, und das Kamel trabte quer durch die Wüste, bis zur nächsten Oase.

Im Lager der Beduinen wurde der Pinguin freundlich empfangen, gepflegt, gewaschen, gerupft und zu gegorenem Dattelsaft serviert. Das Kamel erhielt zum Dank eine kühle Zitronenlimonade.

Kurzfabeln

* Als der Wurm im Apfel beinahe vom Pfeil Wilhelms Tell getroffen wurde, ahnte er, dass die Schwachen und Kleinen in der Eidgenossenschaft nichts zu lachen haben würden.

* Einmal - vor sehr langer Zeit - beschloss ein Politiker keine leeren Versprechungen zu machen. Er erregte damit jedoch so viel Aufsehen und Verwunderung, dass er sein Vorhaben bald aufgab.

* Ein arbeitsloser Storch ging in die nächste Stadt, um zu sehen, ob er wieder Arbeit bekommen könnte. Als er jedoch sah, wie Kinder von Autos zu Tode gehetzt wurden, beschloss er, sich fortan nur noch um Frösche zu kümmern.

* Einmal, einige Jahre nach einem Reaktorunfall, wurde ein zweiköpfiger Hund geboren. Da er stereophon zu bellen vermochte, fühlte er sich anderen Hunden weit überlegen, und er liess überall das Hohelied der Kernenergie erbellen. Wo er auch hinkam, hielt er lange Monologe über die Sicherheit der modernen Technik.

Erst als sein Herzschrittmacher flöten ging, war er seiner Sache nicht mehr sicher.

* In einem Labor eines Chemiekonzerns lebte einmal eine besonders intelligente Versuchsratte. Sie verschmähte alle Medikamente und durchkreuzte alle Experimente. Dadurch überlebte sie alle Tests und liess die Forscher im Glauben, ihr neues Genprodukt sei völlig ungefährlich.

Erst als das neue Produkt schon viel Unheil angerichtet hatte, merkten die Forscher, dass die Ratte sie alle überlistet hatte.

* Als der Fuchs den letzten Wal sterben sah, freute er sich. Denn er wusste, dass sein grösster Feind - der Mensch - seinem Untergang einen grossen Schritt nähergekommen war.

B) Alice (frei nach Lewis Carroll)

Alice im Schweizerland

Eines Tages, als Alice auf der Suche nach Kaninchenlöchern war, kam sie an ein grosses, goldenes Tor. Das Tor wurde von einem gelangweilten Zöllner bewacht.

"Wohin führt der Weg?" wollte Alice wissen.

"In die Schweiz, das sauberste und feinste Land der ganzen Welt", brummte der Zöllner unwirsch. "Was willst Du in der Schweiz: Arbeit oder ein Konto?"

Da Alice Arbeit nicht mochte und Konto ein so lustiges Wort mit zwei O war, rief sie rasch: "Ich will ein Konto!"

"Da hast Du aber Glück", erwiderte der Zöllner schon freundlicher. "Gastarbeiter lassen wir nicht mehr rein."

"Was ist ein Gastarbeiter?" wagte das Mädchen zu fragen.

"Ein Gastarbeiter ist jemand, der sich so fein und gediegen zu benehmen hat wie ein Gast und der so hart und lange arbeiten muss wie ein Arbeiter. Und will er, irgendwann, nach vielen Jahren, Schweizer werden, muss er sich noch feiner benehmen und noch härter arbeiten."

Alice dankte dem Zöllner und rannte durch das goldene Tor in das Wunderland. Schon nach wenigen Schritten kam sie an eine grosse, offene Halle, in der graugekleidete Arbeiter an einer übermannsgrossen Maschine werkten.

"Wir bauen die Maschine, um sie in ein fernes Land zu verkaufen", erklärte einer der Arbeiter, als sich Alice neugierig in die Halle schlich. "Im fernen Land stellt die Maschine massenweise Schuhe her, die dort niemand bezahlen kann und die hier niemand importieren will."

Alice war beeindruckt. Alle waren fleissig. In der ganzen Halle wurden Maschinenteile geschoben, geschliffen und montiert. Nur einer stand herum und war untätig.

"Was macht der dort mit dem dicken Bauch?" fragte Alice vorwitzig.

"Das ist unser Arbeitgeber!" riefen die Arbeiter im Chor. "Er nimmt die Arbeit, die wir ihm geben. Er unternimmt alles, damit wir alles unternehmen, dass er nicht arbeiten muss."

Alice war höchst erstaunt. Sie getraute sich jedoch nicht, weiter zu fragen, da die Arbeiter hochbeschäftigt waren. Glücklicherweise erblickte sie einen zweiten Mann, der einfach in der Halle stand und nichts tat. Sie ging auf ihn zu.

"Bist Du auch ein Arbeitgeber?" wollte sie wissen.

"Nein, wo denkst Du hin!" Der Mann wich beleidigt zurück. "Ich bin der Vertreter der Gewerkschaft. Ich vertrete die Interessen der Arbeiter, so dass die Interessen der Arbeitgeber diejenigen der Arbeiter werden und umgekehrt."

"Was arbeitest Du aber wirklich?" bohrte Alice weiter.

"Ich vertrete", grollte der Vertreter der Gewerkschaften, und er lief verärgert zum Arbeitgeber, um sich über das vorwitzige Mädchen zu beschweren.

Aber Alice war unterdessen schon in eine zweite Halle gerannt. Hier sassen viele Frauen an Tischen und setzten feine Uhren zusammen.

"Schön, was Ihr da macht!" schrie Alice begeistert.

"Ruhe, Ruhe!" empörten sich die Frauen. "Sei um Gottes Willen ruhig, sonst hören wir das Ticktack der Uhren nicht und wissen nicht, ob sich die Zeit in gewohnter Ordnung vorwärtsbewegt. Wehe uns, sollten wir auch nur eine einzige Sekunde verpassen. Ruhe, Ruhe!"

Gekränkt verliess Alice die Zeitwerkstatt. Sie kehrte in die Maschinenhalle mit den geschäftigen Arbeitern zurück. Die Arbeiter nickten freundlich, als sie Alice wieder sahen. Nur der Arbeitgeber drehte ihre demonstrativ seinen breiten Rücken zu.

Alice liess sich nicht stören und streifte frischvergnügt durch die Halle. In einer dunklen Ecke erblickte sie einen kleinen, mürrischen Kerl, der eifrig in ein kleines Notizbuch kritzelte.

"Wer ist der Murrkopf in der Ecke?" fragte sie einen der Arbeiter.

"Oh, das ist nur Cincera, unser werkeigener Subversionsspezialist, nichts weiter", flüsterte er. "Sei vorsichtig!"

Aber Cincera hatte sie schon erspäht. Hüpfend sprang er auf das Mädchen zu, sein Notizbliceuch hoch erhoben.

"Was ist Ruhe und Ordnung?" bellte er heiser. Alice schwieg. Sie wusste nichts zu sagen.

"Verdächtig, sehr verdächtig", seufzte Cincera. "Dein Stillschweigen spricht Bände." Er nahm sein Notizbuch und kritzelte

eifrig wirre Zeichen. Das Mädchen sah, dass er nur Unsinn schrieb und lachte.

"Du lachst, höchst subversiv." Und Cincera schrieb weitere wirre Zeichen in sein Buch. "Ruhe und Ordnung ist", belehrte er das Mädchen, "wenn Leute mit Geld dafür sorgen, dass Leute ohne Geld Ordnung halten, so dass Leute mit Geld ihre Ruhe haben. Und nun raus, Du hast hier nichts zu suchen!"

So ging Alice weiter. Bald kam sie an einen kleinen Bach. Darin schwammen viele Fische, ihre weissen Bäuche der Sonne zugewendet. Alice winkte ihnen zu, aber keiner der Fische winkte zurück. "Höchst unhöfliche Fische", dachte sich Alice.

Da hörte sie ein kurzatmiges Bellen, und in der Nähe eines abgestorbenen Baumes erblickte sie einen grossen, schwarzen Hund, der ohne Unterbruch vor sich hin bellte.

"Warum bellst Du die ganze Zeit?" wollte sie wissen. Das Bellen ging ihr schrecklich auf die Nerven.

"Ich suche mein Herrchen", bellte der Hund betrübt.

"Wieso brauchst Du ein Herrchen? Ohne Herr und Meister lebt es sich viel besser", erwiderte Alice verwundert.

"Was weisst Du, naives Mädchen, schon von der Schweiz", knurrte der Hund beleidigt. "Wenn ich keinen Herrn habe, bezahlt mir niemand meine Hundesteuer, und wenn die Hundesteuer nicht bezahlt ist, werde ich aus dem amtlichen Hunderegister gestrichen. Wer aus dem Register gestrichen ist, ist ein Niemand, ein Nichts." Er begann erneut zu bellen.

Alice, die Hundegebell nicht ertrug, rief dazwischen: "Komm mit mir. Gehen wir zusammen. Vielleicht finden wir dein Herrchen wieder."

So wanderten sie zusammen weiter. Bald gelangten sie in eine grosse Stadt, die der schwarze Hund von früher kannte. Er führte Alice durch die Stadt und zeigte ihr den Ort, wo ein grüner Wald durch grauen Beton ersetzt worden war, und den Ort, wo der freundliche Metzger einem fleischlosen Büroskelett weichen musste. Der Hund fürchtete diese totsaubere Stadt, in der Spielen verboten war und in der die Menschen es immer eilig hatten.

Nach geraumem Herumschlendern gerieten sie vor ein vornehmes Gebäude, das von zwei steinernen Aktenlöwen bewacht wurde.

"Da gehe ich nicht rein", bellte der Hund. "Ich war schon mal drin, und rein nichts geschah, kein Bellen und kein Beissen."

Aber Alice liess sich nicht einschüchtern und betrat mutig das vornehme Gebäude. Ein langer Gang führte in einen grossen Saal, in dem viele würdige Herren im Halbkreis an Holztischen sasssen. Vorne hielt einer eine lange Rede. Doch die anderen hörten nicht zu. Die meisten lasen die Zeitung, und einige schliefen hörbar.

Alice weckte einen der Schläfer. "Was geschieht hier?"

"Mein liebes zukünftiges Stimmpublikum. Du befindest Dich im hehren Stadtparlament. Wir diskutieren und beschliessen die Angelegenheiten unserer Stadt, zum Wohl des Volkes und der Banken."

"Weshalb hört keiner zu, wenn vorne einer eine Rede hält?" wollte Alice wissen.

"Zuhören? Wieso auch? Erstens weiss jeder im voraus, was der andere sagen wird. Zweitens kann man das, was vorne gesprochen wird, morgen in der Zeitung lesen. Und drittens..."

"Wieso geht dann ständig einer nach vorne und hält eine Rede, wenn niemand zuhört?" unterbrach ihn Alice.

Der Parlamentarier war erstaunt. "Ganz einfach: damit morgen etwas in der Zeitung steht. Damit wir, wenn morgen Reden gehalten werden, etwas zu lesen haben, müssen heute Reden gehalten werden. Ganz einfach, aber ich muss jetzt gehen und meine vorbereitete Rede halten."

Er faltete seine Zeitung zusammen, schritt gemessen nach vorne und redete sich die Lungen heiser, während alle anderen die Reden von gestern lasen.

So waren die vornehmen Herren voll beschäftigt, sich ihr Sitzungsgeld zu verdienen. Alice verliess das Gebäude wieder.

"War es interessant?" grinste der Hund schadenfroh.

"Nein, stinklangweilig", musste Alice, klüger geworden, zugeben. "Gehen wir lieber ins Gebäude auf der anderen Strassen-seite. Es ist noch grösser und noch vornehmer. Vielleicht ist dort mehr los."

Dieses Haus war aus teurem Stahl und farbgrauem Beton, und es besass lange Fenster, in denen sich die Sonne spiegelte. Männer in pechschwarzen Anzügen und mit schwarzen Aktenkoffern rannten geschäftig durch eine hohe Drehtüre in das

Gebäude. Auch das Mädchen und ihr Hund liessen sich von der Drehtüre einfangen. Sie wurden von einem stolzen Portier empfangen. "Zu Ihren Diensten, meine Dame", flüsterte er hochnäsiger.

"Ein Konto!" rief Alice geistesgegenwärtig. Sie hatte gelernt, dass Schlagwörter immer alle Türen öffnen.

Der Portier führte sie in eine riesige Halle mit vielen diskreten Nischen. In allen Nischen flüsterten Männer mit schwarzen Aktenkoffern mit Männern mit schwarzen Aktenmappen. Eine der Nischen war leer. Neugierig ging Alice darauf zu. Eilfertig sprang ein schnurrbartiges Männchen mit Aktenmappe herbei. "Ein- oder Auszahlen?" keuchte es dienstbeflissen.

Alice, da ihr im Augenblick nichts Besseres einfiel, flüsterte: "Konto und Konto!"

Sofort lachte das Männchen herzlich, und es bat sie mit tiefen Bücklingen, in die Nische zu treten und sich in einen breiten Ledersessel zu setzen. Zwei weitere Männer mit Aktenmappen traten eilig dazu und fragten höflich nach ihren Wünschen.

Alice, etwas verwirrt, wollte wissen, wo sie sich eigentlich befinde. Einer der Männer gab stolz Auskunft: "Du bist in einer der berühmten Schweizer Banken, wohin alles Geld der Welt gebracht wird, um in alle Welt verschickt zu werden, jedoch so, dass keiner weiss, wer aus aller Welt Geld bringt und wohin in aller Welt das Geld geht. Nur ich und meine Kollegen wissen es." Er lachte schuldbewusst.

"Ist es nicht traurig, so viele Geheimnisse zu tragen und sie mit niemandem zu teilen?" fragte Alice teilnahmsvoll, denn sie war ein grossherziges Mädchen.

"Manchmal juckt es einen schon, das Geheimnis des Geldes auszuplaudern, aber dann denken wir an unsere stolze Bank und ihr geheiligtes Bankgeheimnis, und wir hüten unsere Zungen", erklärten die Männer. Uebermütig schwenkten sie ihre Aktenmappen in die Luft.

Danach berieten sie Alice des langen und breiten, und ehe sich Alice versah, war sie die stolze Besitzerin eines Bankkontos. "Ein Nummernkonto", wie die Herren von der Bank verschwörerisch flüsterten.

Mit der Miene von Leuten, die ein sündiges Geheimnis teilen, verabschiedeten sich Alice und die Bankherren voneinander. Auch der schwarze Hund nahm Abschied, denn er war soeben als bissbereiter Wächter der Tresore angestellt worden.

Müde geworden, ging Alice den Weg zurück. Nochmals kam sie am Bach mit den totstillen Fischen und an der grossen Maschinenhalle vorbei, wo die Arbeiter arbeiteten, der Arbeitgeber organisierte und Cincera herumschnüffelte. Am goldenen Tor wurde sie vom Zöllner aufgehalten. "Etwas zu verzollen?" fragte er brüsk.

"Ein Konto mit vielen Nummern", schrie sie frech. Da wurde der Zöllner sehr freundlich, und er winkte ihre lange nach.

Alice jedoch war froh, dem Wunderland entronnen zu sein, denn dessen Wunder erschienen ihr nicht besonders wunderbar.

Alice auf der Friedensinsel

Eines Tages, als das Wunderland wegen Renovation geschlossen blieb, ging Alice ans Meer. Am Strand lag ein grünes Ruderboot. Da gerade niemand in der Nähe war, setzte sich Alice ins Boot und ruderte aufs Meer hinaus. Sie schaute fröhlich den Wellen zu und ruderte mit den Fischen um die Wette, bis das Land hinter ihr kleiner und kleiner wurde. Als sie sich umblickte, sah sie nichts als Wasser, und bald wusste sie nicht mehr, wohin sie rudern sollte. Da kam eine Wolke angeweht und wies Alice den Weg zu einer Insel. Es war eine prächtige Insel mit hohen Bergen und tiefen Schluchten. Es war eine reiche Insel, denn sie war über und über mit grauem Beton gepflastert. Nur einige wenige grüne Wiesen und ein Handvoll magerer Bäume erinnerten die Bewohner daran, dass sie einmal arm gewesen waren.

Alice ging ans Land und mischte sich unter die Inselbewohner. Sie waren weder fröhlich noch traurig, weder laut noch leise, sondern ernst, geschäftig und selbstzufrieden. Niemand beachtete Alice. So ging sie weiter, bis sie zu einem Acker gelangte, wo einige feldgrau gekleidete Männer mit Gewehren in der Hand im Kreis herumrannten.

"Was treibt Ihr hier?", wollte Alice neugierig wissen.

"Wir schützen den Frieden, das siehst Du doch", brummte einer der Männer. Er richtete misstrauisch sein Gewehr auf das Mädchen.

"Wieso müsst Ihr den Frieden schützen?" bohrte Alice weiter.

"Weil der Feind dort, uns und unsere Insel vernichten will", antwortete der Mann grimmig und zeigte auf das Meer, geradewegs in die Richtung, aus der Alice gekommen war.

"Dort ist weit und breit niemand, der Euch feindlich gesinnt ist!" rief sie verwundert.

Der Mann lachte breit und putzte stolz sein Gewehr. "Da siehst Du, wie gut wir unseren Frieden schützen. Unsere Waffen sind so mächtig, dass es niemand wagt, unser Feind zu sein."

Alice war mit der Antwort nicht zufrieden und wollte weiterfragen, aber da kam ein kleiner, dürrer Mann mit goldgeschmückter Mütze angerannt. "Weg da, störe uns nicht bei unserem Friedensdienst", rief er empört und jagte seine Männer wieder im Kreis herum.

Da Alice nicht reagierte, wies er entrüstet auf ein grosses Schild. Auf dem Schild stand: "Für den Krieg gerüstet sein, heisst den Frieden erhalten."

Diese Logik mochte ihr nicht einleuchten, doch da sie der Mann mit der Mütze weiter mit harten Augen ansah, trollte sie sich verärgert davon. Sie sprang einer langen Strasse entlang, bis sie zu einem alten Kirschbaum kam. Dahinter erstreckte sich ein weites Feld voller weisser Holzkreuze. Unter dem Kirschbaum lag schläfrig eine dicke, schwarzweisse Katze.

"Was bedeuten die vielen Kreuze?" fragte Alice die Katze.

"Du bist wohl fremd hier, nicht wahr?" schnurrte die Katze spöttisch und liess sich vom Mädchen streicheln. "Diese Holzkreuze gehören zum Friedhof. Hier ruhen alle diejenigen in Frieden, die im Kampf für den Frieden gefallen sind."

"Ist der Friede so gefährlich?" fragte Alice erschrocken zurück, und sie blickte auf das schier endlose Feld von weissen Kreuzen.

Die Katze neigte den Kopf und putzte sich die weissen Pfoten. "Man sieht, Du bist fremd hier. Nichts ist gefährlicher als der Frieden, vom Krieg abgesehen. Denn Frieden macht Krieg unmöglich, und wo kein Krieg möglich ist, ist der Frieden in Gefahr. Der Frieden ist eine zu ernste Sache, um ihn Leuten zu

überlassen, die Kriege vermeiden wollen. So behaupten es jedenfalls unsere Generäle, die für den Frieden zuständig sind."

Alice fand alles sehr verwirrend, doch da die Katze freundlich war, liess sie es auf sich beruhen.

Sie ging weiter, und die Katze folgte ihr, zufrieden schnurrend. Einige Schmetterlinge flogen auf einer kleinen Wiese voller blauer Blumen und rostigbrauner Konservendosen umher. Ein gelb schäumender kleiner Bach floss ruhig dahin. Im Hintergrund erhob sich der Schornstein einer Fabrik hoch in den Himmel, wo grauer Rauch gegen weisse Wolken ankämpfte; ein friedliches Idyll, das nur durch heftiges Hämmern durchbrochen wurde.

Schon nach wenigen Schritten gelangten sie zu einem weitläufigen Fabrikgebäude, wo Arbeiter lange Metallrohre polierten und eine grosse Maschine weisse Funken sprühte. Daneben waren Arbeiter damit beschäftigt, einen gepanzerten Wagen zu bemalen. Ueberall herrschte geschäftiges Treiben. Einzig in einer Ecke schlürfte ein junger Arbeiter genüsslich einen heissen Tee.

Alice ging zu ihm hin und war begierig, den Sinn des Treibens zu erfahren. Der junge Arbeiter trank bedächtig seinen Tee fertig, bevor er Antwort gab, sie aus wachen Augen musternd.

"Dort in jener Ecke wird eine Kanone fertiggestellt; eine Kanone, so mächtig und präzise, dass sie selbst den besten Panzerwagen vernichtet. Und da vorne wird ein Panzerwagen gebaut; ein Panzerwagen so schnell, dass er selbst die beste Kanone zerstört."

"Richtig", lobte ein Ingenieur in weissem Ueberkleid, der sich lautlos herangeschlichen hatte. "Jetzt bin ich gerade daran, einen Panzer zu konstruieren, der von unseren Kanonen nicht zerstört werden kann, und unsere besten Forscher planen eine neue Kanone, die auch meinen neuen Panzer zu vernichten vermag. Du siehst, der technische Fortschritt ist auch in Zukunft sichergestellt."

Der Ingenieur lachte und klemmte sich selbstzufrieden seine Aktentasche unter den Arm. Als er sah, wie der Direktor der Fabrik näher kam, verabschiedete er sich rasch, um wieder in sein Büro zu verschwinden. Der junge Arbeiter zog ruhig ein

Butterbrot aus einer Tasche und begann zu essen, ohne sich weiter um Alice, die Katze und den Direktor zu kümmern.

Der Direktor pflanzte sich vor Alice und grinste: "Nicht wahr, eine prächtige Waffenfabrik, hochmodern und effizient, ein Muster von Qualitätsproduktion."

"Seid Ihr nicht für den Frieden, dass Ihr Waffen herstellt?" fragte Alice verwirrt.

"Selbstverständlich sind wir alle, vom Arbeiter bis zum Generaldirektor für den Frieden", rief der Direktor leicht düpiert. "Wir alle hassen Krieg. Wenn ich mir vorstelle, wie unsere hübsche Waffenfabrik durch einen Krieg zerstört werden könnte, wie furchtbar! Wir brauchen den Frieden, um in Ruhe unsere Waffen herzustellen und die Früchte unserer Arbeit zu genießen."

"Wenn Ihr den Frieden wollt, wieso baut Ihr diese hochgefährlichen Waffen?" wagte Alice einzuwenden. Der Direktor war sichtlich erstaunt, ja fast erbost. "Was verstehst Du schon von Friedenspolitik! Ganz einfach: Wir brauchen Waffen, um uns den Frieden gegen jeden Feind zu erkämpfen; mächtige Waffen, denn auch der Feind besitzt mächtige Waffen. Ich weiss es aus persönlicher Erfahrung, da wir unsere Waffen auch dem Feind verkaufen. So dienen wir beidem: unserer Fabrik und dem Frieden. Wären wir schwächer als der Feind, würde er uns überfallen, und wären wir stärker als der Feind, würde er uns sicherlich mit einem Krieg überraschen, allein aus Angst, wir könnten ihm zuvorkommen. Wir von der Waffenfabrik sorgen dafür, dass immer alle gleich stark sind und erhalten so den Frieden; einen waffengestärkten Frieden, einen eingefrorenen Krieg, der nebenbei unsere Fabrik zum Blühen bringt. Du siehst, alles ist ganz einfach, wenn man nur streng logisch denkt."

Doch Alice hatte genug, und sie eilte davon, ohne sich nochmals nach dem verblüfften Direktor umzusehen. Die Katze folgte ihr erstaunt. "Irgendwie scheint es Dir hier nicht zu gefallen, und dabei ist diese Fabrik so hübsch, mit so vielen Ratten" meinte die Katze leise. "Komm, ich bringe Dich zu Leuten, die Dir sicher besser gefallen." So folgte Alice der schwarzweissen Katze zu einem Dorf mit engen Häusern und einer mächtigen Kirche, wo einige alte Männer der Vergan-

genheit nachtrauerten und streng bewachte Schüler sich um die Zukunft sorgten.

Hinter dem Dorf erstreckte sich ein grosser Platz. Rundherum standen haufenweise Gitterkäfige, worin weisse Tauben eingepfercht waren. Einige Knaben mit grünen Schürzen waren damit beschäftigt, die vielen Tauben zu füttern und neue Käfige anzuschleppen, da sich die Tauben rasch vermehrten. In der Mitte des Platzes war ein langgestreckter Holztisch aufgestellt. Daran sass ein Dutzend älterer Männer, alle in vornehm silbergraue Uniformen eingekleidet. Einer der Männer verlas gerade eine langatmige Grundsatzerklärung, aber es hörte ihm keiner zu. Die anderen blättern schläfrig in hohen Papierbergen. Kaum hatte der Mann seine Erklärung beendet, stand ein anderer Mann auf, ein dickes Bündel Papier in der Hand, um seinerseits eine Erklärung abzugeben. Auch ihm hörte keiner zu.

Alice, neugierig wie immer, wandte sich an einen Mann, der gleichgültig an seinen Fingernägeln feilte. "Was ist los?" wollte sie wissen.

Der Mann drehte sich unwillig um. "Dies hier ist eine Abrüstungskonferenz. Damit soll der Frieden endgültig und auf ewig gesichert und besiegelt werden."

Er wies stolz auf die anderen Männer, die unvermittelt mit neu erwachter Energie auf den Redner einbrüllten und ihn mit Papier bewarfen.

"Warum die plötzliche Aufregung?" fragte Alice verwundert.

"Oh, dieser Vertreter ist ein vollständiger Ignorant. Er möchte abrüsten, noch bevor wir richtig aufgerüstet haben", erwiderte der Mann entrüstet und wischte sich ein verirrtes Blatt Papier von der Schulter.

"Wieso aufrüsten? Ich denke, es geht um Abrüstung", wagte Alice schüchtern einzuwenden.

"Ein Kuchen muss auch zuerst gebacken werden, bevor man ihn verzehren kann", entgegnete einer der Männer unwirsch. "Eine richtige Abrüstungskonferenz lohnt sich nur, wenn man vorher richtig aufgerüstet hat. Je mehr man aufrüstet, desto mehr kann man abrüsten. Deshalb muss man, um richtig abzurüsten, vorher entsprechend aufrüsten. Ist doch logisch!"

Er erhob sich in seiner vollen Grösse, um eine lang vorbereitete Erklärung abzugeben. Da alle seiner Meinung waren,

brauchte ihm niemand zuzuhören. Alice drehte sich verärgert ab und sah, wie ihre Katze gerade gemütlich eine weisse Taube verzehrte. Sie sprang vor, um der Katze den Vogel wieder zu entreissen. Einer der Knaben mit grüner Schürze hielt sie zurück: "Macht nichts. Wir haben mehr als genug von diesen Tauben." Und er gab der Katze eine zweite Taube.

"Wozu braucht Ihr diese vielen Tauben?" fragte Alice.

"Dies sind alles amtlich geprüfte Friedenstauben, die beim erfolgreichen Abschluss der Abrüstungskonferenz freigelassen werden sollen", meinte der Knabe grinsend. Er steckte Alice eine Taubenfeder ins Haar.

"Warum so viele Tauben? wollte sie wissen.

Der Knabe zuckte die Achseln. "Es hat sich einfach ergeben. Zu Beginn der Konferenz waren es erst zwei Tauben, doch da der Frieden auf sich warten lässt, haben sie sich inzwischen vermehrt." Er rannte weg, um einen weiteren Käfig zu holen.

"Komm, gehen wir weiter", schlug Alice der Katze vor. Die Katze fing sich rasch eine weitere Friedenstaube, und gemeinsam gingen sie weiter, in Richtung einer grossen Stadt.

Rund um die Stadt erstreckte sich ein Ring von kleinen Häusern mit winzigen Gärten, wo sich die Leute verzweifelt den Anschein gaben, auf dem Land zu wohnen. Gegen die Stadt zu wurden die Gärten immer winziger, bis sie ganz verschwanden. Die Häuser dagegen wurden höher und höher, so dass sich die Menschen immer kleiner fühlten.

Alice und die schwarzweisse Katze gingen an machtvollen Bürohäusern vorbei, in denen Hunderte von Menschen endlose Zahlenreihe tippten, und sie sahen riesige Warenhäuser, wo sich alles stapelte, was schön und unnütz war. Daneben standen vornehme Banken, deren schwere Eisentüren unheimliche Geheimnisse ahnen liessen. Ueberall waren viele Leute, die sich beeilten; so als wollten sie dem Schatten der mächtigen Bürohäuser entkommen.

Auf einem kleinen Platz, mitten in der Stadt, streckte eine kleine Buche ihre Zweige in die Höhe, rundherum misstrauisch von Häusern belauert. Die Katze sprang erfreut auf den untersten Zweig der Buche und streckte sich behaglich. Alice lachte ihr fröhlich zu.

Ein langer, hagerer Polizist kam herbeigerannt. "Warum hast Du gelacht, so ohne Grund?" fragte er leise. "Verdächtig, sehr verdächtig." Er führte Alice und die Katze in ein himmelhoch ragendes Verwaltungsgebäude. Alice nahm die Katze auf den Arm und folgte dem Polizist gehorsam durch lange Gänge mit vielen verschlossenen Türen.

An einer der Türen blieb der Polizist stehen, und sie wurden in ein helles Büro geführt. Ein kleiner, fatter Mann liess sich vom Polizisten den Vorfall berichten. Dann entliess er den Polizisten und stellte sich lächelnd vor Alice.

"Es tut mir leid, dass man Euch belästigt hat. Aber eben: Wir müssen vorsichtig sein und uns vor unseren Feinden hüten. Unsere Feinde schlafen nie. Sie können jederzeit losschlagen, unvermittelt, heimtückisch und brutal."

"Wer sind Eure Feinde?" wollte Alice endlich wissen.

"Warte, ich werde Dir unsere Feinde zeigen", antwortete der Mann höflich. Er führte sie durch einen langen Gang zu einer schwer gepanzerten Türe. Er öffnete die Türe mit einem schweren Schlüssel, und sie traten in ein weites Spiegellabyrinth.

"Da siehst Du unsere Feinde, rundherum und in vielfacher Uebermacht", schrie der Mann. Wütend hob er die Faust. "Siehst Du, wie sie uns unverschämt drohen und dabei seitenverkehrt erscheinen lassen."

Alice und die schwarzweisse Katze starrten verwundert in die endlose Spiegelwelt.

"Siehst Du", rief der Mann empört, "selbst weisssschwarze Katzen und kleine Mädchen mit hellen Augen hetzen sie gegen uns auf, hinterlistig und grausam." Er ereiferte sich immer heftiger und sein wütendes Zappeln widerspiegelte sich hundertfach.

Aber Alice hatte genug. Sie rannte weg, die Katze fest an sich gedrückt. Sie sprang aus dem Gebäude und an den hohen Häusern und winzigen Gärten vorbei aus der Stadt. Sie rannte an der Abrüstungskonferenz mit den eingesperrten Friedenstauben vorbei und liess auch die Waffenfabrik links liegen. Sie rannte an den Strand zurück und sprang in ihr kleines Ruderboot.

Rasch ruderte sie ins Meer hinaus, bis die Insel endgültig im Dunst verschwand. Als Alice zu Hause, ihre Erlebnisse erzählte, glaubte ihr niemand, denn die Friedensinsel wurde nie wieder

gesichtet. Es schien, als ob sie ganz im Meer versunken sei. Nur eine schwarzweisse Katze träumte von Zeit zu Zeit von der Insel mit den vielen Feinden.

C) Märchen unserer Nachfahren

Prozessakte "Hans im Glück"

Vor langer Zeit, als noch keine A-Werke standen und das Ozonloch noch ungeboren war, wurde ein junger Bauernsohn - Hans im Glück genannt - vor Gericht des Betrugs angeklagt. Er habe - so wurde ihm vorgeworfen - durch geschicktes Lügen und Betrügen einen alten, wertlosen Schleifstein gegen eine fette Gans, diese wiederum gegen eine Sau, eine Kuh, ein Pferd und schlussendlich gegen einen kopfgrossen Goldklumpen ausgetauscht. Der Ankläger warf Hans vor, die Besitzer der Gans, der Sau, der Kuh, des Pferdes und des Goldklumpens schamlos betrogen zu haben. So habe er den Besitzer der Sau dadurch zum Tausch mit der Gans bewogen, dass er ihm vorgelogen habe, Schweinefleisch werde ab sofort nicht mehr subventioniert. Auch die Besitzer des Goldklumpens - die beiden Gebrüder Grimm - habe er ohne Blinzeln übers Ohr gehauen. Er habe ihnen sein altes Pferd dadurch aufgeschwatzt, dass er vorgeflunkert habe, der Goldpreis sei durch Verkäufe von Schweizer Banken ins Bodenlose gefallen, obwohl gerade das Gegenteil der Fall war. Auf jeden Fall müsse man bei Hans ein Exempel statuieren, um dem Spekulantentum endlich Einhalt zu gebieten.

Der Verteidiger von Hans wies in seinem Plädoyer darauf hin, dass ein solcher Handel - wie ihn Hans getätigt habe - gang und gäbe sei. Man solle sich nur bei den grossen Herren oder den Politikern umsehen: überall werde Dummköpfen das Fell über die Ohren gezogen. Wer nicht lernen will, sei selber schuld. Wer alles glaube, was man ihm vorschwatze oder was in der Zeitung stände, sei dumm und töricht. Schliesslich gelte das Prinzip der freien Wirtschaft, und da könne jeder handeln wie er wolle. Wenn ein kluger und unternehmenstüchtiger Kopf wie Hans im Glück reich werde, sei dies für das ganze Land ein Vorbild.

Auch das Gericht war dieser Meinung (umso mehr als Hans den Richtern einen Teil des Goldklumpen schenkte). So wurde Hans freigesprochen, wogegen die Gebrüder Grimm neben dem Schaden noch den Spott zu tragen hatten.

PS.: Wie zu erfahren ist, haben sich die Gebrüder Grimm dadurch gerächt, dass sie Hans im Glück in einer ihrer Lügengeschichten als reinen Tor und Dummkopf darstellten, ohne dass er sich je wieder rehabilitieren konnte.

Der Zauberspiegel

Er lag in einer Estrichecke, unbenützt und staubbedeckt; ein hoher, uralter Spiegel, halbblind und seit Jahrzehnten vergessen. Ein kleines Mädchen, das neugierig herumstöberte, entdeckte den alten Spiegel. Ein letztes helles Blitzen hatte es angelockt. Es schleppte den Spiegel aus seiner Ecke und wischte mit seinem Aermel den Staub weg. Dann setzte es sich auf den Boden und starrte in den Spiegel, doch der Spiegel starrte nicht zurück. Er blieb stumm und leer. "Er kennt mich noch nicht", dachte das kleine Mädchen, als es sich im Spiegel nicht wiederfand. "Oder vielleicht schläft er", überlegte es. Es schüttelte den Spiegel, um ihn zu wecken.

Darauf durchlief ein Zittern den alten Spiegel, und das kleine Mädchen blickte unvermittelt in einen grossen Saal, der mit farbenfrohen Teppichen geschmückt war. Inmitten des Saals stand ein löwengeschmückter Steinthron. Darauf sass ein dicker König, der sich mit ironischer Miene die Beschwerden seiner Untertanen anhörte. Erstaunt packte das Mädchen den alten Spiegel. Der Saal, der Thron und der dicke König verschwanden. An ihre Stelle sah das Mädchen ein weites Schlachtfeld, von dem ein hagerer König auf einem schwarzen Pferd wegritt, um neue Soldaten zu rekrutieren (denn seine bisherigen Soldaten waren alle tot).

Erschrocken stiess das Mädchen gegen den Spiegel, und das Schlachtfeld verwandelte sich in einen prallgefüllten Holztisch, an dem ein bleicher, blonder König mit seinen Freunden zechte. Roter Wein floss in Strömen, und der König lachte betrunken aus dem Spiegel. Angewidert griff das Mädchen in den Spiegel. Erneut erschien ein neues Bild, auch diesmal ein König, schweratmend in einem blauen Himmelbett liegend.

So oft das Mädchen den Spiegel berührte, immer kamen Könige und nur Könige ins Bild; einige gross und erhaben, die

meisten jedoch herrschsüchtig und kleinlich, sich ereifernd und unbeherrscht.

Eine geraume Weile machte das kleine Mädchen sich einen Spass daran, einen König gegen den anderen auszutauschen. Aber dann verlor es die Geduld, und es schüttelte den Spiegel mit voller Kraft. Da klirrte es leise, und ein Sprung durchbrach den alten Spiegel von oben bis unten. Der Sprung vergrösserte sich zu einem grossen Spalt, und aus dem Spalt purzelte ein König nach dem anderen, alle nackt und bloss, ohne Krone und Juwelen. Mit offenem Mund sah das Mädchen, wie sich der Estrich mit Königen füllte, bis kaum mehr Platz vorhanden war. Keiner der Könige beachtete das kleine Mädchen. Alle hatten nichts Eiligeres zu tun, als sich gegenseitig aufzuspielen und zu beschimpfen. Bald verzog sich einer der Könige, mit der Absicht, sich raschmöglichst ein neues Reich zu erobern. Die anderen Könige folgten ihm eilends, jeder bestrebt, sich erneut ein ungestörtes kleines Königreich zu sichern. Im Nu war der Estrich leergefegt. Zurück blieben ein verblüfftes Mädchen und ein in Tausend Scherben zersprungener Spiegel.

Seit diesem Tag wimmelt es in unserer Gegend von ungekrönten kleinen Tyrannen, die eifersüchtig darauf achten, dass ihnen niemand ihr Herrschaftsgebiet streitig macht; sei es im Wohnblock, sei es im Betrieb und im Büro. Wer acht gibt, wird auch in seiner Nachbarschaft oder an seinem Arbeitsort solche ungekrönte kleine Herrscher vorfinden. Man erkennt sie leicht daran, dass sie alles spiegelverkehrt betrachten.

Die drei Söhne

Es war einmal, zur Zeit der schon fast vergessenen Auto-
partei, ein reicher Mann. Der hatte drei Söhne. Von denen galten die zwei Aelteren als weltgewandt und gewitzt. Nur der jüngste Sohn schien nicht ganz recht im Kopf, und er wurde allgemein als hoffnungsloser "Grüner" betrachtet. Als der reiche Mann sah, dass sich sein Lebenskrug allmählich leerte, rief er seine drei Söhne zu sich. Er sagte ihnen: "Meine Zeit ist bald abgelaufen, und es wird Zeit, mein Erbe zu ordnen. Ich habe folgendes

beschlossen: Wem es gelingt, mir das schönste Automobil zu schenken, der soll meinen ganzen Reichtum erben."

Die beiden älteren Söhne lachten: "Wir werden Dir das schönste Automobil bringen, das es je gegeben hat; für uns kein Problem." Zum jüngsten Sohn spotteten sie: "Bleib schön zu Hause. Du brauchst Dir keine Hoffnungen zu machen. Wir werden das Ding schon schaukeln."

So gingen die beiden älteren Söhne in die weite Welt, ihr Glück zu suchen. Der jüngste Sohn blieb im Dorf und dachte traurig: Vielleicht kann ich hier mein Glück finden.

Der älteste Sohn ging zu einem weltweit tätigen Unternehmen und wurde Konstrukteur: Tag und Nacht baute er neue Automobile, eines grösser und schneller als das andere. Schon bald hatte er sein Wunschauto vollendet: Es glänzte silbergrau, besass sechs Türen, breite Fenster und einen leise summenden Motor mit der Kraft von zweihundert Pferden. Es war ein Gefährt, wie es schöner kein Präsident und kein Manager besass. Der älteste Sohn stieg in sein Wunderauto und fuhr zu seinem Vaterhaus. Unterwegs erregte er viel Erstaunen und Bewunderung, aber auch Neid und Habsucht. Wie er vor einer Discotheke mit seinem silbergrauen Auto prahlte, beschlossen einige Räuber, ihm das Auto zu stehlen. Einer der Räuber schlenderte zu ihm hin und fragte: "Kannst Du mir den Motor zeigen. Es ist fast nicht zu glauben, dass er so stark wie zweihundert Pferde sein kann." Der älteste Sohn öffnete voller Stolz die Motorhaube. Da schlugen ihn die Räuber von hinten auf den Kopf und verschwanden mit dem silbergrauen Wunder auf Nimmerwiedersehen.

Als der zweitälteste Sohn dies vernahm, lachte er schadenfroh und dachte sich: "So dumm will ich nicht sein, mir mein Auto wegstehlen zu lassen."

Er ging zum selben Autokonzern und wurde bald ein gewiefter und geschätzter Autohändler. Er verkaufte den Leuten alte Autos als neu und brachte die Leute dazu, ihren neu gekauften Wagen rasch gegen das allerneueste Modell umzutauschen. Er war so schlau und gerissen, dass er bald viel Geld besass. Von seinem Geld kaufte er sich ein Automobil, dessen Motor die Kraft von vierhundert Pferden besass und das fast so schnell wie der Blitz war. Es fuhr so rasch durch die Dörfer, dass

die Leute von der Arbeit erst aufblickten, wenn es ihr Dorf schon wieder verlassen hatte. Wie der zweitälteste Sohn seinem Vaterhaus entgegenraste, kam er in ein Dorf, wo ein Heuwagen umgestürzt auf der Strasse lag. Es kam, wie es kommen musste: sein Automobil liess sich nicht bremsen, und der zweitälteste Sohn brach sich beim Zusammenstoss fast alle Knochen. Sein schneller Wagen war nur noch Schrott, so dass sich selbst abgebrühte Alteisenhändler geniert abkehrten.

Der jüngste Sohn war unterdessen in seinem Dorf Chauffeur beim lokalen Krankenhaus geworden. Mit seinem Krankewagen hatte er Verunfallte und Kranke abzuholen. Dieser Wagen war nicht silbergrau noch blitzesschnell, sondern alt und rostig. Er hatte nicht vierhundert, noch zweihundert Pferde, sondern nur zwei altersgraue Esel unter seiner Motorhaube. Er hatte schon seine zwei älteren Brüder ins Krankenhaus gefahren, als er eines Tages vernahm, dass sein Vater schwerkrank geworden war. So rasch es ging, fuhr er zu seinem Vaterhaus. Als er ankam, war der Tod seinem Vater schon sehr nahe gekommen. Er scheuchte den Tod aus dem Haus und fuhr seinen Vater behutsam in das Krankenhaus, wo die Aerzte ihn bald wieder gesundpfligten.

Wie alle drei Söhne sich um das Krankenbett des Vaters versammelten, rief er: "Mein jüngster Sohn, Du hast mir das schönste Automobil gezeigt. Du sollst meinen ganzen Reichtum erben."

So wurde der "Dummling" ein reicher Mann, während sich seine hochnäsigen Brüder weiter mit dem Bau und Verkauf von nutzlosen Automobilen abplagen mussten, bis zu dem Tag, da kein Benzin mehr zu bekommen war.

Die Erfindung

In einer Zeit, als alles machbar schien, baute ein genialer Erfinder in einer Stadt nördlich der Alpen eine riesige Maschine. Sie sah aus wie ein riesenhaft grosser Regenwurm, und sie war so enorm, dass Menschen daneben wie winzige Ameisen wirkten. Die ganze Stadt war stolz auf ihren Erfinder. Der Bürgermeister der Stadt hielt eine lange Rede, und Schulkinder sangen laute Techno-Lieder.

Wie der Erfinder auf einen roten Knopf drückte, begann sich der riesige Metallwurm zu regen. Vorne schluckte er Sand und Erde, und aus seinem Hinterleib floss eine fixfertige Betonstrasse, breiter als viele Flüsse. So baute die Maschine Strasse um Strasse, zur grossen Freude aller Autokraten.

Als genug Strassen gebaut waren, befahl der Bürgermeister dem Erfinder, seine Maschine abzuschalten. Doch wie sich der Erfinder der Maschine näherte, wurde er einfach verschluckt. Ein winziger Betonzwerg war alles, was von ihm zurückblieb.

Und die Maschine frass sich weiter, quer durch die schöne Stadt. Sie verschlang Häuser und Kirchen, ja selbst das alte Rathaus und eine neuerbaute Bank blieben nicht verschont. Bald war die Stadt durch ein breites, graues Betonband entzweigeschnitten. Immer wieder versuchte man, die Maschine zu stoppen, ohne Erfolg. Nichts half, nicht die Seufzer und Tränen der Leute, deren Häuser verschwanden, noch das Geschrei der Kinder, deren Spielwiesen zubetoniert wurden. Immer weiter frass sich der Riesenwurm: durch grüne Wiesen, stille Tümpel und helle Wälder. Ein breiter Betongürtel legte sich über das Land. Bauern wurden von ihren Feldern getrennt und Frösche von ihrem Weiher, erbarmungslos.

Die Hoffnung, dass die unheimliche Erfindung durch die hohen Berge aufgehalten würde, trog. Der Metallwurm überwand Flüsse und Schluchten. Er durchbohrte ganze Berge und liess überall sein einförmiges Band zurück. Noch heute zeugen riesige Löcher in den Bergen vom Durchgang des Ungeheuers.

Auch im Süden der Alpen trieb der Riesenwurm sein Unwesen. Täler wurden erbärmlich zerschnitten, Kastanienhaine niedergewalzt und kleine Dörfer rettungslos eingekreist. Selbst die klügsten und tapfersten Frauen vermochten nichts gegen das Ungeheuer. Das Unheil nahm erst an einem tiefen See ein Ende: schluckend und rumpelnd verschwand der Maschinenwurm im grünen Wasser. Uebrig blieb etwas grauer Schaum. Die Leute behaupten, dass man den Riesenwurm an sonnigen Tagen noch heute rumpeln höre, und dass die Maschine eines Tages das andere Ufer erreiche, um weiter ihr Unwesen zu treiben.

Der Händler Saladin

Im unteren Rheintal, nicht weit vom Bodensee, lebte einmal ein Händler namens Saladin mit seiner Frau in einer engen Holzhütte. Er verdiente sich sein Brot damit, dass er die Abfallberge der untergegangenen Zivilisation nach Plastik, Glas und Metallen durchsuchte, um seine Funde in den Dörfern der Gegend zu verkaufen. Wenn er nichts oder nur wenig fand, was nicht selten geschah, war der Hunger in ihrer Hütte ihr einziger Gast. Wohl hatte er einen reichen Bruder, aber dieser war so geizig, dass er ihm nur die Rinde an den Bäumen und das Wasser im Fluss gönnte.

Als Saladin wieder einmal nichts gefunden hatte und traurig heimwärts zog, sah er auf seinem Weg eine schwarze Wildkatze, die einen verzweifelt zappelnden Zwerg in ihren Krallen hielt, bereit, ihn zu verzehren. Rasch trat Saladin dazwischen und entriss der Katze den Zwerg, obwohl sie gar fürchterlich fauchte und ihm den Rücken übel zerkratzte. Der Zwerg dankte Saladin für seine Rettung und versprach, ihn reich zu belohnen. Leise flüsterte er ihm ein Geheimnis ins Ohr und warnte ihn gleichzeitig, anderen Leuten davon zu erzählen.

Saladin ging, wie ihm der Zwerg geraten, in eine nahegelegene Schlucht, bis er vor einem steilen Felsen stand. Wie ihm geheissen, rief er dreimal das geheime Zauberwort "Bunker, öffne dich", und im Fels öffnete sich eine schmale Türe. Er trat in einen langen Gang, der von dünnen Glühwürmchen blass erleuchtet wurde. Wie er dem Gang entlang lief, kam ihm eine weisse Natter entgegen, ein goldenes Krönlein auf ihrem Kopf. Erschrocken wollte er zurückweichen, doch die Schlange bat ihn freundlich zischend um etwas Milch. Saladin bewies ihr, dass er selbst fast nichts besass. Wenn sie wolle, könne sie sein letztes Stück Brot essen. "So gehe weiter", züngelte die Natter: "Berühre jedoch niemals den golden leuchtenden Knopf am Ende des Bunkers."

Saladin ging weiter und kam am Ende des Ganges zu einer schweren Eisentüre. Er öffnete sie mühsam. An der Decke begannen riesige Glühwürmer hell zu leuchten, und er sah ein grosses Gewölbe, mit wertvollen Sachen vollgestopft. An der einen Wand standen dunkelgrüne, eiserne Betten, so angelegt,

dass immer drei Personen übereinander liegen konnten. In der Mitte des Raumes lag ein breiter, drehbarer Tisch mit vielen Knöpfen, und von allen Seiten führten schwarze Schläuche zu schweren Eisenflaschen. Dahinter lagen silbrig glänzende Messer, Scheren und Nadeln auf einer kleinen Schublade mit Rädern. In einer anderen Ecke lagen Stapel von dicken, warmen Decken und ein Sack voller lockigem Engelhaar. In einem weissen, hohen Schrank entdeckte Saladin durchsichtige Handschuhe aus einem sich seidig anfühlenden, kühlen Plastik. Ganz hinten lag ein schwerer, drohender Kasten mit einem golden aufleuchtenden Knopf. "Röntgenspannung 100 KV" stand in warnend roter Schrift.

Wie ihm die weisse Schlange geraten, liess er den goldenen Knopf unberührt und nahm nur die anderen Schätze in Besitz. Durch den Verkauf all der wertvollen Dinge aus lang vergangener Zeit wurden er und seine Frau rasch wohlhabende Leute, sehr zum Aerger seines missgünstigen Bruders. Wie sich dessen Frau darüber beklagte, dass ihre Schwägerin durchsichtige Handschuhe trage und sie nicht, sann er nach, wie er dem plötzlichen Reichtum seines Bruders Saladin auf die Spur kommen könne.

Eines Tages lud er ihn zu sich ein und schenkte ihm starken Schnaps ein, so dass Saladin bald betrunken umhertorkelte. Alsdann befragte ihn sein geiziger Bruder über das Geheimnis, und der betrunkene Tor erzählte ihm alles.

Kaum hatte der Bruder das Geheimnis erfahren, eilte er zum Felsen, rief dreimal das Zauberwort und als sich die Türe öffnete, stürzte er sich in den Gang. Die weisse Natter beachtete er nicht, ebensowenig ihre Warnung vor dem goldenen Knopf. Erst als er den Bunker betrat, erinnerte er sich an die Worte der Schlange. "Die will ihren besten Schatz wohl für sich allein behalten", dachte er. "Das wäre ja gelacht". Und er stürzte sich gierig auf den golden flimmernden Knopf und drückte ihn.

Zuerst geschah nichts, dann begann es grünlich zu glimmen, und vor sich erblickte er plötzlich die knorrendürre Gestalt des Todes. Vor Schreck hob er die Arme. Gleichzeitig hob auch das schattenhafte Skelett vor ihm die Arme. Da wusste der geizige Bruder, dass er seinem eigenen Tod gegenüberstand, und er sank entseelt zu Boden.

Bruder Martin

Bruder Martin war vormals, zur Zeit der grossen Verschwendung, ein gottesfürchtiger Mann. Er arbeitete fleissig, half seinen Mitmenschen, wo er konnte, und verzichtete zeitlebens auf Aufputzmittel und hormongespritztes Kalbfleisch. Doch wie schon Hiob wurde er ausgewählt, schwere Prüfungen über sich ergehen zu lassen.

Als er alt geworden war und sich auf den Tod freute, zwang man ihn in ein grosses Spital, fern von allen, die er kannte und liebte. Dort wurde alles getan, um ihn am friedlichen Sterben zu hindern: Aerzte bombardierten ihn mit Fragen, untersuchten ihn bis zur Ohnmacht und schleppten ihn dann in einen unheimlich sauberen Operationssaal. Er wurde auf einen weissen Tisch festgebunden, von kalten Schläuchen umgeben und von einer runden Lampe erbarmungslos hell angeleuchtet. Um ihn herum standen unheimliche, grün gekleidete Gestalten, Mund und Nase durch Tücher abgedeckt, so dass nur lauernde Augen sichtbar waren. In ihren behandschuhten Händen hielten sie spitze Messer und lange Spritzen. Sie öffneten ihm die Brust, nahmen ihm sein Herz heraus, um es durch das fremde, kalte Herz eines Toten zu ersetzen. Danach nähte man ihn wieder zusammen, und es ging ihm von Tag zu Tag schlechter. Schmerzen peinigten ihn, und sein Herz schlug kalt und fremd. Aber man liess ihn nicht sterben. Alle seine Bitten wurden abgelehnt. Nochmals und nochmals wurde er aufgeschlitzt, operiert, zugenäht und mit Medikamenten vollgespritzt, so dass sich ihm die Sinne verwirrten.

Trotz seiner grossen Schmerzen blieb sein Glaube ungebrochen, und er verzieh seinen Peinigern, die ihm keine Ruhe gönnten und die alles daran setzten, den Tod fernzuhalten, dem Wahn folgend, später für sich selber ewiges Leben zu gewinnen.

Obwohl er ohne Bewusstsein lag und im Nirgendwo zwischen Diesseits und Jenseits schwebte, wurde er jahrelang künstlich am Leben erhalten, bis der Tod ungeduldig wurde und ihn doch noch seinen Aerzten entriss.

Der Bilderkasten

In jenen Zeiten, da jedermann einen Bilderkasten besass, aus dem ohne Unterlass bunte Geschichten sprudelten, so lebendig, dass man hätte meinen können, man stehe selbst mitten im Geschehen, lebte ein Mann mit seiner Frau und seinen Kindern friedlich in einem kleinen Haus am Rand einer grossen Stadt. Wie er es von jung an gewohnt war, arbeitete der Mann am Tag hart und guckte abends bis tief in die Nacht in den Bilderkasten, genauso wie es seine Nachbarn taten. Wenn seine Arbeit auch hart und entbehrungsreich war, so unterhielt ihn abends sein Bilderkasten mit all den Possen aus der weiten Welt.

Wie er die Geschichten von wagemutigen Piraten, nervenstarken Detektiven und heissblütigen Frauen unter warmer Südseesonne sah, wurde ihm eines Tages weh ums Herz. Sein eigenes Leben dünkte ihn grau und eintönig. Er blickte wehmütig in den Bilderkasten und wünschte sich sehr den Zugang zur bunten Bilderwelt, und sei es auch nur für eine Woche.

Im selben Augenblick schlug es zwölf, und die Geisterstunde brach an. Sein Wunsch wurde ihm erfüllt. Zu seinem Erstaunen und Entzücken befand er sich mitten im farbenfrohen Geschehen: Er war selbst ein wagemutiger Pirat, der sich auf fernen Inseln Töpfe voller Gold eroberte; ein nervenstarker Detektiv, der mit klugem Scharfsinn und harten Fäusten die schwärzesten Verbrecher verfolgte und der Liebhaber heissblütiger Frauen, die unter hohen Palmen seine Sehnsüchte stillten.

Als genau eine Woche vorüber war, brach der Zauber, und er sass wieder draussen vor seinem Kasten. Die bunte Welt der Abenteuer war erneut im Bilderkasten gefangen und für ihn unerreichbar. Ganz verwirrt stand er von seinem Sessel auf und ging an einem Spiegel vorbei. Da erkannte er erschreckt, dass das Leben an ihm vorbeigerauscht war. Aus dem Spiegel blickte ihm ein verrunzeltes Gesicht mit schneeweissen Haaren entgegen. Er erfuhr, dass seine Frau schon lange mit einem anderen Mann verheiratet war und seine Kinder längst fortgezogen waren. In seiner Nachbarschaft und an seinem Arbeitsort kannte ihn niemand mehr, und so lebte er seine letzten Jahre einsam und verlassen, wehmütig in den Bilderkasten starrend, bis ihn seine Lebensgeister endgültig verliessen.

Die Schachmaschine

In einem ganz kleinen Königreich, tief im Süden, dort wo nach alten Legenden schwarzes Gold aus dem Boden sickerte, lebte einmal ein genialer Ingenieur. Er hatte schon viele Maschinen und Geräte erfunden und konstruiert: Maschinen, die laufen, sprechen oder schreiben konnten. Als Krönung seiner Arbeit erbaute er eine Maschine, die denken konnte: eine Schachmaschine, die alle ihre Züge gründlich überlegte und die deshalb jedes Schachspiel zu gewinnen vermochte.

Als der Ingenieur die Schachmaschine so weit verfeinert hatte, dass selbst er das Spiel immer verlor, schenkte er sie seinem König. Der war hocheifrig, hatte er doch kurz vorher seinen besten Schachgegner aus Eifersucht kurzerhand ins Gefängnis geworfen. Tagelang spielte der König gegen die Schachmaschine. Doch als er jedesmal verlor, schwand seine Begeisterung rasch dahin.

Er liess den Ingenieur zu sich rufen und sagte ihm: "Deine Schachmaschine ist mir verleidet. Ich brauche etwas besseres: Baue mir eine Maschine, mit der man alle Verbrechen aufdecken kann."

Der Ingenieur überlegte lange Zeit und baute seine Schachmaschine um: Neben dem Gehirn erhielt sie hocheifrig Ohren und weitblickende Augen, mit denen das Tun und Lassen aller Bürger im ganzen Königreich überwacht werden konnte.

Der König war hocheifrig, als die Maschine einige Bauern erwischte, die in ihrer Not ein Huhn gestohlen hatten. Zur Freude des Königs überführte die Maschine seine beiden Rossknechte, die heimlich die Springpferde des Königs verschachern wollten. Alle ihre verwirrenden Züge nützten ihnen wenig, denn die Maschine hatte alles gehört, gesehen und aufgezeichnet.

Kurz danach erwischte die intelligente Maschine den ersten, dann auch noch den zweiten Läufer des Königs, die das Geld der Bauern haufenweise unterschlagen hatten. Da war der König schon leicht erstaunt, denn so etwas hatte er nicht erwartet.

Und die Maschine arbeitete unverdrossen weiter, und bevor sich der König von seinem Staunen erholen konnte, kam sie zwei vornehmen Rittern in ihren stolzen Türmen auf die Schliche, die den König schmachvoll an amerikanische Unternehmen verraten

wollten. Der König erschrak und überlegte, ob es vielleicht nicht besser wäre, sich der unheimlichen Maschine zu entledigen.

Doch schon hatte die Maschine die Königin in flagranti erwischt wie sie den gegnerischen König umarmte. Dem König wurde angst und bange. Er war nun ganz einsam und allein. Er liess den Ingenieur zu sich kommen, ihn zu bitten, die Maschine wieder in eine einfache Schachmaschine zu verwandeln. Zu spät, denn es wurde aufgedeckt, dass der König seine Untertanen jahrelang betrogen und ausgenützt hatte. Bald war der König von aufgebrachten Bauern eingekreist und matt gesetzt.

So war das schwarze Königreich vollständig sauber geräumt, und der Ingenieur zog mit seiner Maschine weiter, in andere Reiche, wo gleichfalls unbestechliche Intelligenz notwendig war.

Der einsame Metallvogel

Früher, zur Zeit der vergangenen Zivilisation, kannten die Menschen das Geheimnis, riesige Metallvögel zu bauen, die schneller als der Wind waren und höher als die Wolken flogen. Sie waren so gross wie Häuser, und in ihrem Bauch hatten ganze Dorfschaften Platz. Scharen dieser Metallvögel hätten damals - so heisst es - den Himmel bevölkert und mit ihren Schwingen die Sonne verdunkelt. Als die alte Ordnung zusammenbrach, ging auch das Geheimnis der eisernen Vögel verloren. Zum Schluss blieb nur ein Metallvogel übrig, und er flog einsam über eine fast technikleere Welt.

Wie der letzte dieser Metallvögel eines Tages über ein frisch geschnittenes Aehrenfeld zog, sah er unten eine Schar Spatzen, die fröhlich nach Körner pickten und allerhand Frechheiten zwitscherten.

"Kann ich Eurer Freund sein?" fragte der Metallvogel, und die Spatzen nickten ihm freundlich zu. Der Metallvogel versuchte auf dem Aehrenfeld zu landen und pflügte mit seinen eisernen Klauen so tief in den Boden, dass die Erdbrocken weit herumflogen und die Körner in alle Winde zerstoben.

Da begannen die Spatzen zu schimpfen und riefen ihm wütend zu: "Du hast unseren gedeckten Tisch zerstört. Du kannst

nicht unser Freund sein." Sie verjagten den Metallvogel mit heftigem Geschrei.

Der flog enttäuscht weiter und kam zu einem grossen Wald. Dort sassen zwei Spechte und hieben ihre Schnäbel im Takt in die Rinde einer Eiche.

"Kann ich Euer Freund sein?" wollte der Metallvogel wissen. Die Spechte morsten ihm zu, er solle mit ihnen zusammen Borkenkäfer aus dem Baum klopfen. Der Metallvogel liess sich nicht zweimal bitten und stiess mit seinem eisernen Schnabel gegen die Eiche, so heftig, dass diese umfiel und nur noch ihre Wurzeln gegen den Himmel hob.

"Du bist ein taktloser Rüpel. Du kannst nicht unser Freund sein", klopfen die Spechte und verzogen sich eilends zu einem anderen Baum.

Verwirrt flog der Metallvogel weiter, um vielleicht doch einen Freund zu finden. Da kam er zu einem kleinen Garten, wo einige Truthähne um die Wette kreischten.

"Kann ich Euer Freund sein?" bat der Metallvogel. Die Truthähne blickten ihn misstrauisch an und fragten: "Kannst Du ebenso laut kreischen wie wir?"

"Selbstverständlich", meinte der Metallvogel stolz. Er liess alle seine Motoren aufheulen, so dass alle Blumen zitterten und den Truthähnen ihre Kämme puterrot aufschwollen. Die Hähne eilten erschreckt in einen Schuppen und liessen sich nicht mehr blicken.

Traurig flog der Metallvogel weiter, bis er zu einem Teich kam, in dem friedlich einige Enten brüteten.

"Kann ich Euer Freund?" getraute er zu fragen. "Wieso nicht!" schnatterten die Enten: "Du kannst sicher auch Eier legen, so wie wir." Da stieg der Metallvogel höher und liess ein grosses Metallei in den Teich fallen. Es gab einen lauten Knall. Eine meterhohe Wasserfontäne bespritzte die erschrockenen Enten, die ihre Eier eilig unter ihren Flügeln versteckten. Aufgeregt schrien sie dem Metallvogel zu: "Deine Eier sind zu gefährlich. Du kannst nie unser Freund sein!"

Mutlos flog der eiserne Vogel weiter und weiter über das Land, einen schwarze Trauerschleier hinter sich schleppend, bis er zu hochaufsteigenden Bergen mit schneebedeckten Kappen

kam. Hier traf er hoch oben einen alten Adler, der soeben - nach langem Ringen - den Zaunkönig endgültig enttrohnt hatte.

"Kannst Du mein Freund sein?" versuchte es der Metallvogel. "Vielleicht", schnarrte der Adler: "Doch zuerst wollen wir sehen, wer höher fliegen kann."

So begannen beide immer höher zu steigen, so hoch, dass unter ihnen die Berge zu Hügeln schrumpften und die Luft immer dünner wurde. Als der Adler sah, dass der Metallvogel mühelos weiter stieg, gab er fluchend auf und liess ihn zurück. Der stieg weiter, bis sich die Erde unter ihm zu krümmen schien. Dort oben, von der Erde aus nicht zu sehen, fliegt der letzte Metallvogel heute noch, einsam und allein.

Der Müller und der schwarze Fremde

Früher, als die Menschen den Maschinen vertrauten und ihre Seelen in Eisen und Beton gefangen waren, lebte einmal ein Müller, der eine kleine Windmühle sein eigen nannte.

Wenn der Wind wehte, mahlte er Getreide, und wenn sich der Wind nicht rührte, spielte er mit seinen zwei Töchtern. Er lebte friedlich, geruhsam und zufrieden.

Eines Tages suchte ihn ein in schwarze Seide gekleideter Fremder mit pechschwarzem Bart auf. Der Fremde traf den Müller bei Windstille friedlich schlafend vor seiner Mühle.

"He, Ihr, warum arbeitet Ihr nicht?" empörte sich der Fremde und rüttelte den Müller wach.

"Ihr seht doch, es weht kein Wind, weit und breit", entgegnete der Müller und wollte wieder einnicken.

Der schwarze Fremde lachte hell auf. "Warum auf den un-steten Wind vertrauen? Ich kann euch eine Maschine besorgen, wenn Ihr wollt, die mahlt das Getreide Tag und Nacht. Da braucht Ihr nicht auf den Wind zu warten und könnt arbeiten, wann Ihr Lust habt."

Der Müller kratzte sich den Kopf und überlegte hin und her. Allmählich setzte sich der Gedanke an diese wunderbare Maschine fest. So liess er sich vom schwarzen Fremden die Maschine besorgen.

Tatsächlich, es war, wie der Fremde es versprochen hatte: Die Maschine mahlte Tag und Nacht ohne Unterlass. Es war dem Müller eine reine Freude, ihrem rasch schlagenden eisernen Herz zuzuhören und ihren unermüdlichen, stählernen Rädern zuzusehen. Der Müller schleppte all sein Getreide zur Mühle. Im Nu lag es fein gemahlen und in Säcken abgefüllt zum Abtransport bereit.

Als alles Getreide gemahlen war, knirschte die Maschine ungeduldig mit ihren Eisenzähnen und verlangte nach mehr Getreide. So schickte der Müller seine beiden Töchtern zu den Bauern, neues Korn zu holen. Da die Maschine unersättlich war, mussten des Müllers Töchter, statt wie früher zu spielen, Tag für Tag immer weitere Wege unternehmen, um genügend Korn zusammenzubringen. Bald waren sie den ganzen Tag und häufig auch die halbe Nacht unterwegs, hinter jedem Bauern her, der noch Getreide zu mahlen hatte.

Dies sahen die anderen Müller in der Gegend gar nicht gern. Aber gegen die rasche und sorgfältige Arbeit der maschinellen Mühle kamen sie mit ihren alten Windmühlen nicht an. Einer nach dem anderen mussten sie ihre Mühlen schliessen und mit ihren Habseligkeiten die Heimat verlassen, um irgendwo, in unbekanntem Gefilde, Arbeit zu suchen.

Nur einer aus der Gegend war schlau, und er besorgte sich beim schwarzen Fremden selbst eine Mahlmaschine, wie sie unser Müller besass. Mit allen Tricks kämpften beide Müller in der Folge um die Gunst der Bauern. Wo sie früher gemeinsam gekegelt und gejasst hatten, gingen sie einander aus dem Weg, jeder auf den anderen schimpfend.

Unser Müller wurde blass und dünn, denn trotz aller Bemühungen konnte er seine gierige Maschine nicht satt kriegen. Der andere Müller nahm ihm zuviel Getreide weg. In seiner Not ging er zum schwarzen Fremden und bat ihn um Hilfe. Der lachte laut und bot dem Müller eine neue Maschine an, die noch rascher und noch feiner zu mahlen vermochte.

Damit hatte der andere Müller bald ausgekämpft. Er und sein Sohn verliessen, arm geworden, ihre Heimat; heftig beweint von des Müllers ältester Tochter, die ihren Geliebten verlor.

Unser Müller lachte sich ins Fäustchen, denn jetzt war er der einzige Müller weit und breit. Alle Bauern der Gegend waren auf seine Mühle angewiesen, was er ihnen bald zu spüren gab.

Alles ging gut, wenn man davon absieht, dass beide Töchter ihren hartherzig gewordenen Vater verliessen. Dem Müller war es egal. Er hatte jetzt zwei Mäuler weniger zu stopfen, und allein kam er mit der Maschine gut zurecht.

Eines Tages blieb jedoch die Maschine unverhofft stehen, und unser Müller war ratlos. Wiederum suchte er den schwarzen Fremden auf und bat ihn händeringend um Hilfe.

Der Fremde kam, sah sich die Maschine gründlich an und erklärte, der Fehler liege am Korn. Die neue Mahlmaschine könne nur trockenes Getreide richtig mahlen. Selbst bei nur leicht feuchtem Korn bleibe sie zwangsläufig stehen.

So nahm der Müller nur noch trockenes Getreide zum Mahlen entgegen, und wenn einer mit feuchtem Korn kam, wurde er unbarmherzig abgewiesen und musste selber sehen, wie er zurechtkam. Den Bauern blieb nichts anderes übrig, als auf warmes, sonniges Wetter zu hoffen.

In einem der Jahre regnete es jedoch nahezu ununterbrochen. Keiner der Bauern konnte hoffen, trockenes Korn zu ernten. In ihrer Not gingen auch sie zum schwarzen Fremden, vom dem sie schon viel Gutes gehört hatten.

Wirklich, er wusste ihnen Rat. Sie sollten jenes gelbe Pulver über die Felder streuen, und das Korn würde reif werden, als ob die Sonne schiene.

Die Bauern taten, wie ihnen der schwarze Fremde geraten, und tatsächlich, das Korn wuchs selbst im Regen goldgelb und blieb schön trocken. Wen störte es, dass die Vögel, die vom Korn gepickt, tot vom Himmel fielen und auf den Feldern die Igel im Toteskampf aufschrien, bis auch der letzte Laut verstummte. Nur die Ratten gediehen besser denn je und frassen sich kugelrund.

Den Müller ging alles nichts an. Er hatte nun genügend reifes Korn, und seine Maschine mahlte unermüdlich schön weisses Subventionsmehl.

So hätte er, reich geworden, sich endlich von seiner Arbeit ausruhen können. Aber er arbeitete weiter, denn er vermochte

das Geräusch seiner Maschine nicht mehr zu missen. Beide, die Maschine und sein Herz schlugen den gleichen Takt.

Der furchtlose Junge

Es war einmal ein Junge, der alles besass, was sich nur wünschen liess. Er besass gutmütige Eltern, wohnte in einem geräumigen Haus und kannte keine Probleme. Er war so normal, wie man nur normal sein konnte. Keinem Seelenjäger war es je gelungen, ihm irgendwelche Abnormität nachzuweisen.

Aber glücklich war der Junge nicht. Denn rundherum pflegten alle seine Freunde ihre anerkannten Neurosen und durften sich in die feinsten Therapien begeben. Sein bester Freund etwa hatte grundlose Angst vor Büchern und war ein anerkannter Bibliophobe, dem man alle Schriften aus dem Weg räumte. Ein anderer Freund durfte sich einer Ailurophobie erfreuen und seiner tiefempfundenen Abscheu vor Katzen überall offen Ausdruck geben. Der Sohn des Nachbars wiederum war stolzer Träger einer Linonophobie. Seine Furcht vor Bindfäden liess jedes Analytikerherz höher schlagen. Er wurde an der Universität als 'hochinteressanter Fall' herumgereicht und war der offenkundige Stolz seiner ganzen Familie.

Nur unser Junge war stinknormal, so dass ihm alle Psychologen und Therapeuten auswichen und vor ihm verächtlich die Schultern zuckten. Nicht einmal eine simple Klaustrophobie vermochte er nachzuweisen. Er war die Schande seiner ganzen Familie, und die Nachbarsjungen lachten ihn hemmungslos aus.

So verliess er eines Tages tiefbetrübt seine Eltern, um sich im nahegelegenen Bergweiher zu ertränken. Ein Selbstmord vermochte zumindest seinen Nachruf zu retten. Auf dem Weg traf er eine alte Frau, die auf ihrem Rücken eine schwere Bürde Holz heimtrug. Der Junge grüsste die alte Frau und anerkbete sich, ihr das Holz heimzutragen. Sie dankte ihm und fragte nach seinem Herkommen und seinem Weg. Der Junge klagte ihr sein grosses Leid und erzählte von seiner Absicht, sich im Weiher zu ertränken. Er war es lebensmüde, normal zu sein.

Die alte Frau empfand mit ihm grosses Mitleid, und so gab sie ihm den Rat, in der Hauptstadt den weisen Meister der Seele um Hilfe zu bitten. Er könne sicher helfen. Er habe auch ihr geholfen, ihre Kategelophobie, ihre urgründige Angst vor Hohn und Spott, erfolgreich vor jeder unüberlegten Heilung zu bewahren. Der Meister der Seele blicke tiefer als jeder andere, und

er kenne die Verwirrungen der menschlichen Psyche wie kein anderer.

Der Junge dankte der alten Frau und tat, wie ihm geraten. Er eilte in die Hauptstadt und bat den weisen Meister flehentlich um Hilfe.

Der grosse Meister der Seele legte den Jungen auf seine Couch und hörte sich sein Leid an. Er überlegte einige Zeit. Dann setzte er den Jungen vor einen viereckigen Kasten, auf dem in farbenfrohen, lebendigen Bildern alle Schrecken dieser Welt aufleuchteten. Der Junge sah mächtige Metallungeheuer schöne, alte Häuser abreissen. Er sah feiste Männer, die mit glänzenden Augen eine fahrende Kiste anbeteten. Er erblickte schaubeladene Flüsse, in denen Fische verzweifelt nach Luft schnappten und riesige Fabriken, deren Rauch grüne Wälder verdorren liessen. Aber alle Schrecken liessen den Jungen kalt. In seinem Herz wollte keine Angst aufkeimen. Selbst Bilder von hungernden Kindern und bombenzerstörten Städten berührten ihn nicht.

Wie der Meister der Seele dies sah, schüttelte er den Kopf und blätterte vergebens in dicken Büchern. Zornig schrie er dem Jungen ins Gesicht: "Du gehörst zu den Verfluchten, die alles verdrängen. Dir kann keiner helfen. Deine Angst vor der Angst sitzt zu tief!"

Da lachte der Junge lauthals und rief begeistert: "Genau, Angst vor der Angst, Furcht vor der Furcht, das ist, was mir fehlt!" Er lief so rasch wie möglich heimwärts, um allen seine Phobophobie vorzuführen und durch die besten Psychologen seiner Heimatstadt bestätigen zu lassen. So lebte er fortan ebenso glücklich und geachtet wie alle seine neurotischen Freunde, in der Gewissheit, der unschicklichen Normalität endlich entronnen zu sein.